

Vorwort

»touchant la limite« (Jean-Luc Nancy)

Das vorliegende Buch versammelt transdisziplinäre Studien zur literarischen und medienästhetischen Inszenierung der Geschlechterdifferenz vom Barockzeitalter bis zur Postmoderne, insbesondere im Vergleich deutsch- und französischsprachiger Kulturräume. Auf dem Hintergrund von Krise und Renormalisierung werden Phänomene der Grenzüberschreitung – von Travestie über Androgynie bis zur Transsexualität – unter diskurshistorischen und psychoanalytischen Aspekten dekonstruiert. Im Rahmen einer Kulturpoetik der Geschlechter, die rhetorische Konfigurationen und performative Prozesse kultureller Praktiken sozialgeschichtlich einzubetten erlaubt, geht es dabei um vor allem die grundlegenden Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Kunst und Wissen.

Wenn Grenzen Einheiten überhaupt erst schaffen, indem sie räumliche, zeitliche oder begriffliche Trennungen vornehmen, bezeichnet ihre Überschreitung die Aufhebung derartiger Schranken, die etwa von territorialer Markierung bis zu ethischer Normierung reichen können. In der Tradition abendländischen Denkens entspricht die symbolische Grenze, die zwischen den Geschlechtern verläuft, der inneren Hierarchie einer metaphysischen Opposition¹, die das Weibliche, wie die biblische Erzählung der Genesis bekundet, narrativ nachstellt und damit sekundarisiert², d.h. auf den zweiten Platz verweist.³ Das Selbe konstituiert sich im Ausschluss des Anderen.⁴ Da Grenzziehung

1. Vgl. Jacques Derrida: »Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen«, in: *Die Schrift und die Differenz*, 2. Aufl., Frankfurt/Main 1976, S. 422-443.

2. Vgl. dazu die Kritik an der Geschlechtsneutralität der Heideggerschen Fundamentalontologie (anhand ihrer Relektüre durch Emmanuel Lévinas) von Jacques Derrida: »Geschlecht: différence sexuelle, différence ontologique«, in: *Psyché. Invention de l'autre*, Paris 1987, S. 387-395.

3. Vgl. Simone de Beauvoir: *Le deuxième sexe*, Paris 1949.

4. Vgl. z.B. Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt/Main 1973.

in soziologischer wie psychologischer Perspektive zur Möglichkeitsbedingung von Identitätsformation wird, erscheint Transgression als historische »Grundfigur [...] sozialen und individuellen Wandels«. ⁵ Wenn Grenzüberletzung die Grenze jedoch bloß verschöbe, was besagte dann eine Rede ⁶ von *geschlechtlicher Grenzüberschreitung*, deren abendländische Vorkommnisse vom platonischen Mythos androgyner Kugelmenschen bis zu postmodernen »gender benders« reichten? Und welchen heuristischen Gewinn verspräche die dekorative Metapher einer *Kulturpoetik* ⁷ der Geschlechter für die vergleichende Lektüre derartiger Phänomene? Die komplexe kultur- und literaturwissenschaftliche Problematik, auf die der Buchtitel anspielt, kann an dieser Stelle nur bruchstückhaft skizziert werden, um in den Beiträgen des Bandes, deren Inhalt am Schluss des Vorworts resümiert ist, unter je spezifischen Gesichtspunkten ausführlich entfaltet und erörtert zu werden.

Ähnlich wie der Begriff der »Form«, der alle möglichen Alltags- und Fachdiskurse durchquert und »im Spektrum zwischen diffusem umgangssprachlichen Gebrauch« einerseits und »exakter Formelhaftigkeit« andererseits »kaum systematisch« erfassbar erscheint, stellt auch jener der »Grenze« sozusagen »eine abstrakte Kategorie für das Besondere« ⁸ dar. Die französische Sprache, die drei Wörter für diesen deutschen Terminus kennt ⁹, erhellt, dass sich in ihm die negative Bedeutung der Trennung bzw. Abgrenzung mit der positiven der Berührung bzw. des Angrenzens verschränkt. ¹⁰ Kommt dem Grenzbegriff in Ni-

5. Alexandra Hausstein: »Grenzüberschreitung«, in: Ralf Schnell (Hg.): Metzler Lexikon Kultur der Gegenwart. Themen und Theorien, Formen und Institutionen seit 1945, Stuttgart, Weimar 2000, S. 192f., hier S. 192.

6. Vgl. z.B. die Beiträge in polymorph (Hg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive, Berlin 2002.

7. Unter diesem Titel erscheint seit geraumer Weile eine kulturhistorisch und kulturtheoretisch ausgerichtete Fachzeitschrift im Vandenhoeck & Ruprecht-Verlag (Göttingen).

8. Klaus Städtke: »Form. Zur Geschichte eines ästhetischen Grundbegriffs«, in: Ralph Kray/Lai Luehrs-Kaiser (Hg.): Geschlossene Formen, Würzburg 2005, S. 13-34, hier S. 13. Der moderne ästhetische Formbegriff, etwa des Russischen Formalismus, überschneidet sich semantisch mit jenem der Grenze (S. 23).

9. Nämlich (1) »frontière« als territoriale Grenze, (2) »limite« als abstrakte und (3) »bord« als Rand (zwischen Innen und Außen) bzw. »marge« im Sinne von Abstand oder auch Zwischenraum.

10. Im Anschluss an die »Zweiachsentheorie« der (post)strukturalistischen Semiotologie (Saussure – Jakobson – Lacan) könnte man »Grenze« insofern als Metapher für das Zusammenspiel von metaphorischer Verdichtung (»ein Wort für das andere«) und metonymischer Verschiebung (»ein Wort nach dem anderen«) betrachten.

klas Luhmanns sozialwissenschaftlicher Theorie selbstreferentieller Systeme, die ebenso wie poststrukturalistische Denkansätze mit bewusstseinsphilosophischen Prämissen bricht, ein zentraler Stellenwert zu, weil Systembildung auf Grenzziehung (zwischen dem System und seiner Umwelt) beruht¹¹, entsteht Individualität im »Konstitutionszusammenhang«¹² einer »Interpenetration« sozialer und psychischer Systeme dadurch, dass beide »in das jeweils andere ihre [...] Eigenkomplexität einbringen.«¹³ Luhmann, der davon ausgeht, dass »Selbstbeobachtung« »Reflexion im Sinne einer Thematisierung der Identität (in Differenz zu anderem)« ernötigt, um kommunikativ anschlussfähig zu werden, versteht Bewusstsein als paradoxe Einheit von Selbst- und Fremdreferenz.¹⁴ Wenn die Systemtheorie jedoch, im Gegensatz zu poststrukturalistischem Denken, Identität als differenzbildend erachtet statt Differenz als identitätsbildend, erschöpft sich die Geschichte bzw. Kontingenz autopoïetischer Selbstreproduktion in der Finalität ihrer Selbsterhaltung. Zudem bedingt der evolutionstheoretische Übersprung vom Leben aufs Soziale die Annahme einer gleichsam automatisch »mitlaufenden« »Selbstbeschreibung«¹⁵, vom genetischen Code bis zur Metatheorie: Sinnprozesse sind Systemprozessen unterworfen.¹⁶ Ist die Geschlechterdifferenz als kommunikativer Code eine exklusive Binäropposition, die auf dem »tertium non datur« eines ausgeschlossenen Dritten beruht, setzt sie als Unterscheidung eine Entscheidung voraus. Denn die unendliche Oszillation zwischen den Polen ihrer Zweiseitenstruktur wird nur durch eine einseitige Markierung zum Stillstand gebracht. Doch in der Hierarchisierung der Asymmetrie durch eine winzige »Präferenz« steckt »bereits«, wie Luhmann anmerkt, »die Entscheidung dieser Logik für den Mann.«¹⁷ Indem der

11. Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, 2. Aufl., Frankfurt/Main 1985, S. 25. Systeme sind strukturell an ihrer Umwelt, ohne die sie nicht existierten, orientiert und konstituieren sich durch »Erzeugung und Erhaltung einer Differenz zur Umwelt«, so dass Fremderhaltung zur Systemerhaltung wird (S. 35).

12. N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 295.

13. Ebd., S. 290.

14. Ebd., S. 495.

15. Ebd., S. 234. Vgl. Eva Meyer: Autobiographie der Schrift, Basel, Frankfurt/Main 1989, S. 17.

16. Vgl. Albrecht Koschorke/Cornelia Vismann (Hg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Berlin 1999. Dieser Sammelband enthüllt verdrängte literatur- und kulturtheoretische Fundamente der Soziologisierung von Literatur- und Kulturwissenschaft.

17. Niklas Luhmann: »Frauen, Männer und George Spencer Brown«, in: Zeitschrift für Soziologie 17 (1988), S. 47-71, hier S. 50. Vgl. dazu Annette Runte: »Die »Frau ohne Eigenschaften« oder Niklas Luhmanns systemtheoretische Beobachtung der Geschlech-

gewählte Oberbegriff sowohl die Unterscheidung als auch deren Elemente bezeichnet, garantiert die historisch effektuierte Universalisierung der Männlichkeit¹⁸ die Systemfunktionalität der Geschlechterdifferenz. Obwohl der systemtheoretische Ansatz das souveräne Subjekt der interaktionistischen Soziologie verabschiedet hat, ist er darauf angewiesen, Sprache als bloßes Kommunikationsmittel und symbolisch generalisierten Sinn¹⁹ zu begreifen.

Philosophische und psychoanalytisch gewonnene Überlegungen haben sich gegen diese Instrumentalisierung gewehrt. »Dadurch daß er rinnt [...], gewinnt der Diskurs seinen Sinn«, kalauert Jacques Lacan, denn »seine Wirkungen« seien »unmöglich zu berechnen«. »Die Spitze an Sinn« sei »das Rätsel«, und »Tragweite« habe »das Zeichen nur, weil es entziffert werden muß.«²⁰ Indem sich das Subjekt bereits durch die Kluft zwischen Aussage und Äußerung als ein in der Sprache gespaltenes erweist²¹, geht die Grenze zwischen Eigenem und Fremden wie ein Riss durch es hindurch. Als Einschnitt einer symbolischen Kastration setzt der Mangel Begehren in Gang. Ergibt sich aus Lacans linguistischer Lesart der Freudschen Mythenfiktion des Ödipuskomplexes eine strukturelle Parallele zwischen dem Einbruch des väterlichen Dritten in die geschlossene Mutter-Kind-Dyade einerseits und der triangularisierenden Zeichenfunktion²², deren Selbstrückbezüglichkeit das Gesetz markiert, andererseits, bedeutet die identitätsstiftende Verwundung narzisstischen Totalitätsverlangens eine Anerkennung menschlicher Endlichkeit und damit auch geschlechtlicher Begrenzung. Eine quasi-psychotische Verwerfung des Symbolischen, das aus dem Realen wiederkehrt, ohne von dort aus vermittelt werden zu können, zeichnet jene post-modernen Utopien der Entgrenzung²³, die vom

ter-Differenz«, in: Theresa Wobbe/Gesa Lindemann (Hg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/Main 1994, S. 297-325.

18. Vgl. Friederike Hassauer-Roos: »Das Weib und die Idee der Menschlichkeit. Überlegungen zur neueren Geschichte der Diskurse über die Frau«, in: Bernard Cerquiglini/Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, Frankfurt/Main 1983, S. 421-449.

19. N.Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 137.

20. Jacques Lacan: »Vorwort«, in: *Schriften II. Ausgewählt und hg. von Norbert Haas*, Olten, Freiburg i.Br. 1975, S. 7-11, hier S. 7.

21. Jacques Lacan: »Die Stellung des Unbewußten«, in: *Schriften II. Ausgewählt und hg. von Norbert Haas*, Olten, Freiburg i.Br. 1975, S. 205-231, hier S. 213.

22. Schon der Semiologe Charles Sander Peirce verwies darauf, dass die Relation zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem über die Vermittlung eines dritten Moments, des Referenten oder des Interpreten, geschieht.

23. Slavoj Žižek: *Die Pest der Phantasmen*. XMedia, Wien 1997, S. 117ff. Es erscheint mir nicht unbedingt kulturpessimistisch zu sein, im massenmedial mitbedingten

Anspruch sexueller ›Befreiung‹ über die Forderung nach freier Geschlechtswahl bis zu radikalen Utopien des *degendering* voranschreiten.²⁴

Weit davon entfernt, ein analytischer Begriff zu sein, bleibt die multidiskursiv konstituierte Ordnungskategorie des Geschlechts signifikanter Effekt rhetorischer Verfahren, die deren Semantik auf imaginärer Ebene verändern, ohne ihren Binarismus symbolisch außer Kraft zu setzen. Ist die Geschlechterdifferenz, die inzwischen sämtliche Felder des Wissens durchkreuzt, mithin zu einer ›schwankenden Grenze‹ (Judith Butler) geworden, stellt sich die auch für den kulturellen Vergleich relevante Frage nach dem Nexus von gesellschaftlicher Ausdifferenzierung und geschlechtlicher Entdifferenzierung.²⁵ Denn die beweglichen Netzwerke sozialer Konstellationen und ästhetischer Konfigurationen sind Ergebnis (trans-)kultureller Produktions- und Zirkulationsprozesse.²⁶ Als Teil des kulturellen Gedächtnisses²⁷ und experimentelles Medium spielt Literatur dabei noch immer eine wichtige Rolle. Definiert man ›Kultur‹, der Luhmann den Systemstatus abspricht, im weitesten Sinne als Ensemble menschlicher Produktionen und Artikulationen, reduziert Lacan sie, in der konzeptuellen Gegenüberstellung mit Natur und Gesellschaft, »auf Sprache«²⁸, denn jede Anthropologie stoße an die Grenze des sprechenden Subjekts. Ist das Schriftprimat der ›Gutenberg-Galaxis‹ (Norbert Bolz) inzwischen bekanntlich

Verlust des Imaginären, den auch Julia Kristeva bemerkt, das Indiz eines zunehmenden Realwerden des symbolischen Anderen zu sehen (S. 137).

24. Vgl. Annette Runte: *Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität*, München 1996, S. 499ff.

25. Ulrich Beck mutet die selbstreflexive, von ihm so genannte ›zweite Moderne‹ seltsam ›herrenlos‹ und geschlechtsneutral an.

26. Vgl. Helga Mitterbauer/Katharina Scherke (Hg.): *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*, Wien 2005.

27. Vgl. Aleida Assmann/Dietrich Hart (Hg.): *Kultur als Lebenswelt und Monument*, Frankfurt/Main 1991.

28. Jacques Lacan: »Das Drängen des Buchstaben im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud«, in: *Schriften II. Ausgewählt und hg. von Norbert Haas*, S. 15-61. hier S. 20. Der notorische Vorwurf gegenüber psychoanalytischem Denken, nämlich, dass es unhistorisch sei, verkennt die Versuche, Geschichte, aber auch Kultur ›anders‹ zu denken. Vgl. Jutta Prasse/Claus-Dieter Rath: *Lacan und das Deutsche. Die Rückkehr der Psychoanalyse über den Rhein*, Freiburg i.Br. 1994. Über religiöse Systeme errichten Kulturen etwa verschiedenartige individuelle und kollektive Verhältnisformen zu Schuld und Verdrängung, aber auch zu kulturellen Aufzeichnungsmodi, wie die Unterschiede zwischen Judentum und Christentum verdeutlichen. Die Mythenfiktion Freudischer Kulturtheorien ist noch heute diskussionswürdig, etwa in Bezug auf Thesen vom symbolischen Vaterfunktionsverlust (Mitscherlich, Lacan).

einer medientechnologischen Pluralisierung gewichen, die man als »Kopräsenz« von Komplexität und Entlastung kennzeichnen könnte²⁹, bestätigt nicht nur die globale Expansion elektronischer Popkultur, sondern auch die fortdauernde Attraktivität multi- und intermedialer Kunstformen diese ästhetische Diagnose.

Geriert sich das Projekt der Moderne³⁰ schon deswegen grenzüberschreitend, weil es auf die Optimierung des Möglichen abzielt, gibt seine reflexiv gesteigerte Ambivalenz einer ›Rhetorik der Doppelfiguren‹ (Gerhart von Graevenitz) statt, auf die sich Phantasmen der Spaltung, Vermischung und Identitätsauflösung projizieren ließen. Die geschlechtliche Übercodierung der europäischen Kulturkrise um 1900 und entsprechender Restabilisierungsversuche zeugt ebenso davon wie das durchgreifende ›engendering‹ der modernistischen Ästhetik.³¹ Unter epistemologischen Vorzeichen entspräche der geschlechtliche Paradigmenwechsel von der wesensphilosophisch oder anthropologisch fundierten Figur einer exklusiven Binäropposition zum positivistischen Kontinuum-Modell fließender Übergänge und infinitesimaler Zwischenstufen-Konstrukte durchaus dem sich allmählich durchsetzenden soziokulturellen Dispositiv des ›flexiblen Normalismus‹, den die Tendenz zur »mobile[n]« und »differenzierbare[n] Inklusion«³² charakterisiert. Die konstruktivistisch motivierte Dekonstruktion geschlechtlicher Identitäten³³ geht heute mit deren alltagsweltlicher Nivellierung und scheinbar unbegrenztem Fluktuieren einher.³⁴

29. K. Ludwig Pfeiffer: *Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen einer kultur- anthropologischen Medientheorie*, Frankfurt/Main 1999, S. 43.

30. Vgl. zur Crux des Modernebegriffs Hans Ulrich Gumbrecht: »Kaskaden der Modernisierung«, in: Johannes Weiß (Hg.), *Mehrdeutigkeiten der Moderne*, Kassel 1998, S. 17-43, zur soziologischen Debatte Klaus Lichtblau: »Die Selbstunterscheidungen der Moderne«, in: ebd., S. 43-89.

31. Vgl. Urte Helduser: *Geschlechterprogramme. Konzepte der literarischen Moderne um 1900*, Köln, Weimar, Wien 2005.

32. Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen 1998, S. 146.

33. Paradebeispiel dafür wären etwa der analytische Ansatz und das politische Projekt Judith Butlers (*Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main 1991). Sie greift den ›Phallogentrismus‹ Lacans an und versucht, die Entstehung und Veränderung geschlechtlicher Identitäten, die in psychoanalytischer Sicht unbewussten Identifizierungen entspringen, durch eine an Derridas Konzept differenzieller ›Iteration‹ angelehnte Konzeption einer diskursiven Produktion geschlechtlicher ›Performanzen‹ zu erklären. Dabei vernachlässigt sie nicht nur die phantasmatische Verankerung von Identifikationen, sondern leitet heterosexuelle Identität aus der melancholischen Verinnerlichung des verbotenen homosexuellen Liebesobjekts ab. Diese psychodynamische Genese der Normalität aus der Anomalie, die sich der Freudschen Melancholietheorie bedient, ba-

Grenzenlos erscheint auch der Möglichkeitsraum einer poetischen Praxis. Wenn der literarische Text für Julia Kristeva kein Unbewusstes *hat*, weil er es als differentieller Bedeutungsprozess *ist*, muss Dichtung zwar auf die ›Wahrheit‹ eines analytischen Diskurses verzichten³⁵, wird dafür aber auf dem Feld des Sagbaren entschädigt.³⁶ In seiner ›Dialektik‹ zwischen sensorieller Öffnung und thetischer Schließung nähert sich Kristevas Textbegriff der prinzipiellen Offenheit des derridianischen Schriftkonzepts, dessen interpretative Endlosigkeit Lacan indes kritisierte. Die Deutung sei nicht für jeden Sinn offen, also keineswegs beliebige, sondern stets ›be-deutende‹ Deutung.³⁷ Insofern die rhetorische Performativität der Sprache ›ursprünglich überträgt‹, wie Werner Hamacher es formuliert, eröffnet erst die Rede die Möglichkeit einer Wahrheit, die in ihrer Teilhabe an anderem liegt.³⁸ Und die Literatur? Da das Poetische keine Sondersprache, sondern einen besonderen Einsatz sprachlicher Materialien und Verfahren darstellt, speist sich Dichtung nicht nur aus dem sozialen Interdiskurs und der intermedialen Transposition transtextueller Beziehungen³⁹, sondern lebt von der unentscheidbaren Spannung zwischen Figuration und Defiguration, Denotativ und Performativ, zumindest ihrer dekonstruktiven Lesart⁴⁰ gemäß.

In welchem Verhältnis aber stünde Literatur zu Geschichte, das Ereignis zur Serie, die Singularität zur Gemeinschaft? Folgt eine vom New Historicism inspirierte ›Poetik der Kultur‹ dessen doppelter Vor-

siert jedoch auf der unhinterfragten Voraussetzung eines originären Begehrens des Gleichen, was Slavoj Žižek für einen ›Jungianismus à l'envers‹ erachtet. Butlers Meisterdiskurs einer sich auf Foucault berufenden Genealogie sozialer ›Zwangsheterosexualität‹, die Foucaults Konzeption der Produktivität der Macht mit damit unvereinbaren repressiven Herrschaftsmodellen legiert, trägt der konstitutiven Nachträglichkeit jedweder Rede, und damit auch der eigenen theoretischen, keinerlei Rechnung.

34. Vgl. Julika Funk: »Maske-Grenze-Geschlecht. Bemerkungen zur Lesbarkeit von Geschlechterdifferenz im kulturellen Gedächtnis der Moderne«, in: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 72. Jg. (1998), Sonderheft, S. 193-212, hier S. 194.

35. Der poetische Text kenne »kein personifiziertes Übertragungsverhältnis«, da sein Empfänger der »Ort der Sprache selbst« sei, so Julia Kristeva: Die Revolution der poetischen Sprache, Frankfurt/Main 1978, S. 205.

36. J. Kristeva: Die Revolution, S. 70.

37. Jacques Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar. Buch XI (1964). Übers. von Norbert Haas, 2.Aufl., Olten/Freiburg i.Br. 1980, S. 263f.

38. Jean-Luc Nancy: La communauté désœuvrée, Paris 1986, S. 95f.

39. Vgl. Gérard Genette: Palimpseste. Literatur auf zweiter Stufe, Frankfurt/Main 1993.

40. Paul de Man: Allegorien des Lesens, Frankfurt/Main 1988.

aussetzung einer unterstellten Wechselbeziehung zwischen der Geschichtlichkeit von Texten und der Textualität von Geschichte⁴¹, dürfte eine ›Kulturpoetik der Geschlechter‹, die genealogische *Re-konstruktion* mit der *De-konstruktion* ihrer Voraussetzungen irritierte, ihre eigene Literarizität, etwa in Form von Rhetorik, Narrativität oder Fiktionalität⁴², nicht verdrängen. Stand die moderne Monsterkunde sexuell-geschlechtlicher Abweichungen, deren Medikalisierung ihre Diskursivierung antrieb, in offener Beziehung zur ›Schwarzen Romantik‹ (Mario Praz) und ihrer Ästhetik der Hässlichkeit⁴³, entstammt die Figur der Entgrenzung jener geschlechtsspezifisch applizierten Analytik des Erhabenen⁴⁴, dessen Momente des Formlosen, Paradoxen und Vermischten einige Affinität zum postmodernen Zeitgeist⁴⁵ aufweisen. Gleichzeitig zog die popkulturelle Einebnung von ›high culture‹ und ›low culture‹ eine Ästhetisierung der Lebenswelten⁴⁶ nach sich, die die »Innovationslogik der Moderne« banalisierte.⁴⁷ Sollte das »utopische Ziel der historischen Avantgarde, die Differenz von Kunst und Leben aufzuheben«, heute »technisch realisiert und damit profanisiert worden«⁴⁸ sein, würde diese Diagnose vordergründig mit jener einer Nivellierung der Geschlechtergrenzen übereinstimmen, die Peter Gorsen

41. Vgl. Stephen Greenblatt, Carlo Ginzburg, Umberto Eco usw.

42. »La limite historique et la limite théorique s'entrelacent«, stellt J. L. Nancy (La communauté, S. 63) fest.

43. So der Titel der Studie des Hegelianers Karl Rosenkranz (1853).

44. In Kants ›Analytik des Erhabenen‹ (Kritik der Urteilskraft, 1790) wird Form mit »Begrenzung«, Formlosigkeit mit »Unbegrenztheit« gleichgesetzt (Immanuel Kant: Werke in acht Bänden, hg. von Hugo Renner, Berlin 1904, 2.Bd, S. 71). Schiller macht aus dem rezeptionsästhetisch interessanten Mischaffekt einen Sieg der Vernunft über den Verstand: »Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt [...]. Nur als Sinneswesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.« In: »Vom Erhabenen«, in: Sämtliche Werke in 5 Bänden. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hg. von Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel, Bd. V, München 2004, S. 489-512, hier S. 489. Die Projektion der ästhetischen Opposition von Schönem und Erhabenem auf das sittliche Verhältnis der Geschlechter, die sich beim vorkritischen Kant anbahnt, kulminiert bei Schiller in der Figur der ›schönen Seele‹, die Weiblichkeit zur Versöhnung von Sinnlichkeit und Vernunft aufruft.

45. Vgl. Christine Pries (Hg.): Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989.

46. Vgl. die Arbeiten von Wolfgang Iser.

47. So Boris Groys (1992), zitiert in Eva Geulen: Das Ende der Kunst. Lesarten eines Gerüchts nach Hegel, Frankfurt/Main 2002, S. 13, Anm. 15.

48. E. Geulen: Das Ende, S. 13.

schon mit den Jugendrevolten der 60er Jahre gekommen sah. Doch der theoretische Status dieser Parallele bleibt prekär.

Weder lässt sich die Relation zwischen systemischer Aus- und Entdifferenzierung geschichtsphilosophisch interpretieren noch ästhetische Grenzüberschreitung bzw. Entgrenzung einsinnig auf geschlechtliche abbilden. Dass Weiblichkeit als »Figur« einer »Grenze«, die unter dekonstruktiven Vorzeichen »höchstens noch als Übergang«, »Dis- und Transkontextualität«, problematisiert werden kann, zum »verschiebende[n] Moment«⁴⁹ einer Berührung zwischen Ab- und Angrenzung avanciert, zeugt von ihrer schwierigen Positionierung in der symbolischen Ordnung. Ist das Trauma, als Antrieb historischer Ereignisse und Serialitäten, ein »nicht-darstellbare[r] Schnitt«, »ohne den die Artikulation nicht wäre«⁵⁰, liegt das »harte Gesetz der Grenze« als ›Signatur der Moderne«⁵¹ im Herzen der Sprache. Die »ent-konstituierende« Kraft eines ironisch-parodistischen *degendering*⁵² kann ihm die autoritative Bedeutung nicht nehmen. Der vorliegende Band setzt sich auf dieser Basis mit der kulturellen Inszenierung der Geschlechterdifferenz in Literatur und Kunst auseinander, wobei er einer chronologischen Anordnung innerhalb seiner Themenkreise folgt. Zum Abschluss soll ein kurzer Überblick über die einzelnen Aufsätze gegeben werden.

Die Memoiren des Abbé de Choisy (1644-1724), eines kirchlichen Würdenträgers aus der Epoche Ludwig XIV., dessen Historiograph er war, beleuchten nicht nur die Entstehung psychologischer Subjektivität aus der Differenz segregativer sozialer Räume, sondern auch die Geburt männlicher Travestie aus der höfischen Maskerade einer barocken Repräsentationskultur. Deren narzisstisches Zeichenspiel bringt die perverse Idylle ungleichen Geschlechtertausches hervor, den erst die libertinstische Literatur des 18. Jahrhunderts symmetrisiert.

George Sands Thesendrama »Gabriel« (1840), ein hispanisierendes ›Mantel- & Degenstück‹, das während ihrer Liebesbeziehung zu Chopin entstand und das der große Prosaist Balzac sehr schätzte, verknüpft das bis ins Mittelalter zurückreichende Motiv gegengeschlechtlicher Erziehung aus Erbfolge-Gründen mit der vormodernen Topik der verkehrten Welt. Erscheint das melodramatische Opfer einer zweideutigen Protestfigur unter Einbezug biographischer Quellen im Zeichen einer androgynen Privatmythologie, verweist deren utopisches Potential ebenso auf die deutsche Frühromantik wie auf den französischen Frühsozialismus.

49. J. Funk: »Maske«, S. 203.

50. Marianne Schuller: *Moderne. Verluste. Literarischer Prozeß und Wissen*, Basel, Frankfurt/Main 1997, S. 97.

51. M. Schuller: *Moderne*, S. 113.

52. Judith Butler, in: *Neue Rundschau* 1993, S. 67.

Der Landroman »Jeanne« (1844), der George Sand stilistisch zwischen ›weiblichem‹ Idealismus und ›männlichem‹ Realismus schwanken lässt, mythisiert Geschichte, indem er den Mythos historisiert. Eine zeitgenössisch reaktualisierte national getönte Keltenlegende wird matriarchalisch umgedeutet, der schon im Titel vorhandene Verweis auf die Ikone der Jungfrau von Orleans zur mariologisch verbrämten Reinheitsmetapher und Allegorie des weiblichen Naturzustandes vor dem Hintergrund einer frühkapitalistischen Gesellschaft.

Anhand französischer Unterhaltungsromane und autobiographischer Dokumente aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert lässt sich die positivistische Wissenschaft vom Geschlecht als ein ›Wille zum Wissen‹ ausweisen, der den Ovid'schen Hermaphroditen-Mythos in narrativen Geständniszwang überführt, wie es etwa Lautréamont episch dramatisiert. Ist aus der Medizin um 1900 eine phantastische Literatur geworden, die im Rahmen des ›sexuellen Dispositiv‹ tragische Fallgeschichten, z.B. jene der durch Michel Foucault bekannt gewordenen Herculine Barbin, produziert, verkörpert die Zwitterfigur nach dem Ersten Weltkrieg die Ambivalenz eines geschlechtlichen Paradigmenwechsels.

Die erotische Perversion romantischer Engelgestalten, deren motivisches Spektrum in der französischen Literatur des frühen 19. Jahrhunderts vom mignonhaften Zwitter Hyacinthe de Latouches (1799) über Balzacs Swedenborg-Zitat (1834/1835) bis zum androgynen Mädchenpagen Théophile Gautiers (1835) reicht, unterhöhlt die durch diese geschlechtlichen ›Joker‹ gewährleistete symbolische Vermittlung zwischen den entzweiten Geschlechtern. In der französischen Dekadenliteratur macht sich, wie ein Vergleich zwischen männlichen und weiblichen Autoren (Péladan vs. Rachilde) zeigt, eine geschlechtsspezifische Hierarchisierung der Androgynie bemerkbar. Steht Sexualität dabei im Dienste geschlechtlicher Transgression, geht die Entgrenzung mit einem »fading of the father« einher.

Am Beispiel von Colettes essayistischem Schlüsselroman »Ces plaisirs ...« (1932), später erweitert zu »Le pur et l'impur« (1941), zeigt sich, dass die Literatur der klassischen Moderne, etwa bei Marcel Proust oder Virginia Woolf, die metaphysische Geschlechtsopposition sozusagen *avant la lettre* dekonstruierte. Colettes sensualistisches Schreiben durchkreuzt die subversiven Gesten homosexueller ›Sekten‹, indem es die mimetische Ökonomie der Minoritäten in ihren geschlechtsspezifischen Machteffekten inszeniert. Zwischen essentialistischen und konstruktivistischen Positionen lavierend, kommt eine Spur mütterlichen Begehrens buchstäblich zum Vorschein.

Romantische Themen in klassizistischer Form präsentierend, hat sich Karoline von Günderrode (1780-1806) vor allem als Lyrikerin einen Namen gemacht. Das maskuline Pseudonym, an dem die Schriftstellerin festhielt, verselbständigte sich im Briefwechsel mit dem Ge-

liebten Friedrich Creuzer, einem Heidelberger Altertumskundler, zur Personifikation ihrer männlichen Geschlechtsidentität auf dem legitimierenden Hintergrund des empfindsamen Freundschaftscodes. Nachdem Karoline unter der Maske »des Freundes« vergeblich versucht hatte, den verheirateten Professor für sich zu gewinnen, nahm sie sich das Leben. Günderrodes dramatisches Werk bezeugt indessen, in welchem Maße ihre matriarchalische Relektüre einer an Herder orientierten indisch-asiatischen Mythologie das dionysische Antikenbild Creuzers und damit auch Bachofens und Nietzsches vorprägte. Die Untersuchung von Dramenfragmenten aus dem Nachlass enthüllt den Zusammenhang zwischen weiblicher Autorschaft, Dilettantismus und der geschlechtlichen Überdeterminierung moderner Gattungspoetik.

In seinem Romanfragment »Andreas oder die Vereinigten« (1907-1927), mit dem er Zeit seines Lebens befasst war, verarbeitet Hugo von Hofmannsthal, einer der prominentesten Vertreter der ›Wiener Moderne‹, die neu entdeckte Pathologie der ›multiplen Persönlichkeit‹, die als eine epochale Krisenfigur gelten darf. Im Gegensatz zum unheimlichen Doppelgänger der ›Schwarzen Romantik‹ (von Jean Paul bis zu E.T.A. Hoffmann) wird die traumatische Bewusstseinspaltung nun von weiblicher Hysterie verkörpert, die sich dadurch in ein poetisch-poetologisches Gleichnis verwandelt.

Während die Vermännlichung emanzipierter ›Blaustrümpfe‹ im 19. Jahrhundert zum Politikum im Diskurskampf um das ›Geschlecht der Moderne‹ geworden war, blieb das noch immer aktuelle Phänomen der Transsexualität lange Zeit durch die Unsichtbarkeit des Frau-zu-Mann-Wechsels gezeichnet. Nur im Schauroman eines Hanns Heinz Ewers (1929) wurde es als ›maskulinistisches‹ Damenopfer vorgestellt. Während die medizinische Schimäre des ›Mannweibs‹ um 1900 auch in expressionistischer Frauenliteratur (Bess Brenck-Kalischer) zur ephemerischen ›Knäbin‹ mutiert, wird ihr im avantgardistischen Experiment (Else Lasker-Schüler) ein melancholischer Zug verliehen. An Heimito von Doderers frühem Romanversuch »Jutta Bamberger« (1923/1924) wird ersichtlich, in welchem Maße eine von ihrem Autor fetischisierte Fiktion zur metapoetischen Figur werden kann.

Erhob Stéphane Mallarmé, der formal radikalste Vertreter des französischen Symbolismus, den Tanz in den Rang einer Schrift, wurde die Tänzerin zu deren Allegorie. ›Ballet is woman‹, verkündete George Balanchine noch Jahrzehnte später. Wenn Tanz nur metaphorisch eine Grammatik besitzt, verweist die choreographische Körpersprache auf eine Kulturpoetik der Geschlechter. Dem Aufstieg der romantischen Ballerina, die das Ideal ›der‹ Frau als gespaltene inkarniert, entspricht der Abstieg des Ballerino, der erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts die Bühne wieder beherrscht. Im Kontext einer ›Krise der Männlichkeit‹ wird er als sportlicher Virtuose (S. Lifar, J. Babilée) revirilisiert. Die literarischen Verarbeitungen dieser Korrespondenz (von Frank Wede-

kind bis Günter Grass) schreiben Bann und Zwang des Balletts in den Nexus von Tod und Wiederholung ein.

Die populäre Biographik Nijinskys (1889-1950), Startänzer der ›Ballets Russes‹, ist nicht nur auf seine homoerotische Beziehung zum Impresario Serge de Diaghilev fixiert, sondern tradiert die Legende von ›Genie & Wahnsinn‹. Trug Nijinskys Gattin kaum dazu bei, dieses Bild zu normalisieren, haben neuere psychiatrische Studien die Pathographie verwissenschaftlicht. Doch die jüngst veröffentlichten Tagebücher Nijinskys lassen sich zwar im Lichte psychoanalytischer Trauma-Theorien lesen, aber auch im Kontext der literarischen Avantgarde Russlands, auf die Nijinsky bereits eine choreographische Antwort gegeben hatte.

Seit kurzem werden die Gebrüder Chirico, die beide bildnerische Tätigkeiten mit schriftstellerischen verbanden, einer ›anderen‹, häretischen Moderne zugerechnet, die sich zwischen Erbpflege und Innovation, Figuration und Abstraktion situiert. Giorgio de Chiricos ›metaphysische Malerei‹ (1909-1919) kündigt nicht nur von der durch die Krise der europäischen Kultur bedingten Melancholie des Verlusts, sondern auch vom Paradox einer anthropomorphen Entmenschlichung, wie sie sich in seinen Gliederpuppen in mehrfacher Hinsicht manifestiert. Indem deren ornamentale Gestaltung den Augenpunkt der Zentralperspektive auf einen ›blinden Fleck‹ zusammenzieht, verknotet sich darin die in Chiricos poetischen Texten artikulierte mystische Erfahrung.

Obwohl der Pop-Papst Andy Warhol im Kontext seiner berühmten New Yorker ›Factory‹ zum postromantischen Gesamtkunstwerk zu werden drohte, blieb sein multi-mediales Werk von der Ästhetik des Camp und der Popkultur, als Reaktion auf das Ende der Moderne, geprägt. Kommt die affichierte Indifferenz des homosexuellen Medienstars in seiner Simulation der Warenwelt zum Ausdruck, so setzt Warhols zentrale Technik der Seriegraphie gleichsam das differenztheoretische Konzept einer heterogenen Wiederholung in Szene. Die Affirmation der Leere maskiert eine melancholische Krypte, die sich in Warhols Umgebung, vor allem in der fatalen Symbiose mit seinem weiblichen ›Zwilling‹ Edie Sedgwick, reproduziert.